



Unbescholten

Inmitten der Nacht schlage ich unverhofft die Augen auf, denn ein Schmerz reißt mich aus dem Schlaf: Wie ich die Decke zurückwerfe, um der Ursache auf den Grund zu gehen, da sehe ich, daß ein großer Splitter vom alten Bettholz in meinem Zeh steckt. Also ziehe ich ihn und reibe mir das Blut ab.

Nun, da ich schon wach bin, kann ich auch endlich über das resümieren, das sich am vorherigen Abend ereignet hatte.

Das war in der Tat ein Ereignis, das sich ebenso wenig in Worte fassen läßt wie die Erfahrung des eigenen Todes. Etwas, das, anders als erwartet, mir auch wieder viel zu schnell aus dem Gedächtnis entwich – flüchtig wie der Blick in die Sonne. Gegen Mitternacht war alles vorüber. Und ich wollte mehr; wollte abermals das Verlebte erfahren, bis ich begreife, was es mit mir macht; und was es auch aus Annieß werden ließ.

Am nächsten Fenster erregt eine Stubenfliege meine Aufmerksamkeit – in ihrer Bestrebung, das Gebäude zu verlassen (unwissend der Gewißheit, vom Wind aufs Meer hinauszuwehen), stößt sie immer wieder gegen das Fensterglas, ohne den Spalt, den der angeklappte Teil des Fensters öffnet, zu finden. Was sagt mir das nun? Vorwärts würde sie das Fensterglas niemals passieren können; würde den Ausweg niemals finden. Doch würde sie nur ein wenig zurückfliegen, erhielte sie den Überblick, und würde den Spalt sehen!

Aus einem unverständlichen Grund schlußfolgere ich auf meine eigene Situation: Würde auch mein Verständnis erweitert werden, wenn ich aus meiner engen Perspektive zurücktrete, wie ein schwebenden Geist auf Haus, Insel, Forn-

burg, ja sogar die ganze Küste herabschaue? Oder müsste dieser Geist auch Vergangenheit und Zukunft einbeziehen?

Mit einem Lächeln umgreife und streichle ich Annieks Fußknöchel. Sie schläft neben mir. So selig, daß ich noch immer zu träumen glaube.

Eigentlich bin ich froh, nicht mehr zu träumen. Denn ich träumte zwar von meiner Erinnerung, dem ersten Koitus, doch auch Unheimliches: So bringe ich dieser erträumten Freundin am Folgetag ihr Auto, stehe vor ihrer Tür in einem dunklen Flur und bekenne, daß ich »niemals wieder zurückkehren« werde. Später berichtet ihr die Polizei, daß ich auf dem Weg zu ihr tödlich verunglückt sey; daß ich sie also bereits als Geist besucht hatte. Solche Gedanken brauche ich nicht in meiner realen Existenz, und angewidert versuchte ich zu vergessen. Dabei befürchte ich, daß mir auch der Großteil angenehmer Erinnerungen verlorengegangen ist.

Je länger ich das Amulett, das mir Anniek angefertigt hatte, zwischen den Fingern reibe, desto mehr Fragmente aus dem Gedächtnis blühen auf: Das sorgfältige, da ungewohnte Entkleiden; der braune bis honiggelbe Schimmer ihrer Haut im Glanz der einzigen noch brennenden Kerze; wie ich das erste Mal ihre nackte Schulter küsse – und dabei meine, daß sie mir im nächsten Augenblick wie eine labile Illusion entweicht. Aufgeregt würde ich erwachen und den empfundenen Realismus bewundern; doch ebenso trauern über ein nie stattgefundenes Geschehnis.

Doch Anniek verpuffte nicht. Ganz im Gegenteil! Je länger wir uns umeinanderwanden und gegeneinanderdrückten, desto mehr sah ich mich selbst als erträumte Facette eines großartigen Traums – und was sonst sollte ein Gebilde dieser Tragweite auch sein?; und je mehr ich mich des Träumens überzeugte, desto mehr vermischten sich Erlebnisse, Erinnerungen und unerträgliche Wünsche zu einem Gemenge, das mein erschöpfter Geist nicht mehr zu trennen vermochte.

Wann immer ich eine solche Erinnerung, und sey es auch die unscheinbarste, wahrhabe, wirft mich eine namenlose Emotion zurück, gleich einer Ohrfeige. Alles wird verdrängt, ungefragt zum Geheimnis erklärt, weggeschlossen. Ich werde zum

Befangenen in meiner eigenen Zelle. Wahrscheinlich braucht es nur Zeit, um alles zu verarbeiten, und zu verstehen.

Würde ich jemals wieder leichtfertig atmen können? Jergendwo auf einer Wiese sitzen, in die Ferne schweifen und an etwas Angenehmeres denken können als die Ereignisse der vergangenen Nacht? Obschon gewünscht und einvernehmlich, war es doch über mich gekommen wie der Tritt eines Esels – vielleicht ebenso waghalsig näherte man ihm sich, sehr wohl bewusst, was passieren würde – und musste! Mann und Frau auf einer einsamen Insel: Das musste ja so enden. Gleichwohl vorherbestimmt wie der Weg der Planeten um die Sonne. Zu erkennen, daß ich Teil dieses unabwendbaren Schicksals war, ließ mich stolz und tapfer sein.

Noch immer rieche ich nach Lust und Sinnlichkeit, und würde es wohl bis zum nächsten Bad nicht ändern können. Aber es gefällt mir, und gerne lasse ich die Erinnerung an das Erlebte geschehen. Dabei ist der Duft ganz anders, als ich ihn von Annieß sonst gewohnt bin: immerzu glaube ich – hinsichtlich ihres Geruchs – daß ich bereits jede Nuance wenigstens einmal eingesogen habe: Haut und Haar, die Schultern, der Bauch. Nun hatte sich ein weiteres Element untergemischt, aufregend und gedankenfördernd, beinahe inspirierend! Zuvor lag es unsichtbar verborgen wie Annießs nackter Leib unter ihrer Kleidung!

Sollte ich nach draußen gehen, um weniger schwerfällig Luft holen zu können, und um Annießs Schlaf nicht zu stören? Aber würde dann nicht auch ebenjener Duft abgestreift, der mir so kostbar riecht?

Herz und Verstand sind sich diesmal einig und dirigieren mich vor das Haus. Ruhig, wie erwartet, ist es; nur ein leichter Wind raschelt die Büsche. Der Mond ist fort, die Erde und das Meer werden kaum erhellt. Und doch scheint es um das Haus herum heller zu sein: Der Tritt gelingt nur in dessen Nähe sicher; dort fühle ich mich wohler.

Etwas anderes treibt mich ans Ufer der Insel, dorthin, wo die Steine größer und runder liegen, daß man entblößten Fußes darauf treten kann. Hier sitze ich und lasse mir die Füße umspülen, während ich langsam ausfühle.

Am Morgen findet mich Anniek eben dort, in Gedanken verloren und zitternd; sie hilft mir auf und ich setze mich vor das Küchenfeuer.

Immer wieder sehe ich verschmitzt zu ihr und erwarte etwas ..., nun, etwas Aus sagendes: Hat uns die letzte Nacht verändert? Sagt man das nicht vom Sex, daß er jede Romanze tötet?

Nun bekomme ich es mit der Angst (nicht nur Sorge!), und traue mich erst gar nicht sie anzusprechen. Was, wenn sie enttäuscht wurde? So etwas kann in der Tat eine Freundschaft kosten! Das Herz springt mir bis zur Kehle und ich fühle mich wie bei unserer ersten Begegnung. Dabei gibt es dafür keinen Grund, ich Dummbart! Sollte ich auch im Leben allem mißtraut haben ... – verdient nicht Anniek all meine Hingabe?

»Wirst du warm, Liebling?«, gibt sie in so liebenswerter Stimme von sich, daß ich mich hineinlegen möchte, und all mein Zweifel schmilzt mir von der Seele. Ich nicke und schüttele meine Glieder, um zu zeigen, daß es mir nun besser ginge.

Nebenbei – hätte ich in der vergangenen Nacht wirklich an Unterkühlung sterben können? Hier? Jetzt? Das ist wie ein philosophisches Gleichnis, auf das es, aus rhetorischer Ursache, keine eindeutige Antwort geben kann.

Plötzlich tritt Anniek hinter mich und drückt mich mit einer Umarmung so fest und warm, daß mir das Herz abermals in der Brust erzittert! Selbst ihre Hände – die zarte Haut von Armen, Brust und Hals erscheinen mir ganz unerwartet neu und unerfahren, als habe ich all das nie zuvor berühren dürfen! Als stünde ich noch immer voller Sehnsucht am Fenster und hielte Ausschau nach diesem gottgleichen Geschöpf ... – und von der einen zur anderen Sekunde steht sie neben mir, lächelt und sieht mir in die Augen, daß ich sterben wollte, nur damit sie ein wenig länger bei mir bleibt und sich über mich beugt!

»Bei Theraf ...!«, stammle ich aus mir hervor. Mein ganzer Körper versteift sich, jeder Muskel spannt, und ich vermag nicht entgegenzuwirken. Anniek nimmt diese eigenartige Reaktion (und meinen erdrückenden Gesichtsausdruck) wahr, doch da ist es bereits geschehen: Die rechte Wade verkrampft sich so stark, daß der Schmerz dauerhaft bestehen bleibt.

Anniek hat sich derweil erhoben und über mich gebeugt (ganz wie in meiner Vorstellung). Offenbar weiß sie nicht, ob sie sich entschuldigen oder lächeln soll; denn eine durch Berührung bewirkte körperliche Entgegnung wie diese sollte jedem Partner zum Beweis gereichen, welchen Einfluß er auf den anderen habe; und wie abhängig jener andere, nämlich ich, von dessen Liebe sey.

So ist Anniek nun um mein Wohlergehen bemüht: Aufrecht hält sie sich gleich neben mir, legt ihre Hand auf meinen Brustkorb, um die Krämpfe »auf magische Weise« zu stillen. Es wirkt (vielleicht ohne ihr Zutun): die Anspannung löst sich, nur die Wade bleibt verkrampft.

Obwohl es mir sehr schmerzt, kann ich Anniek niemals die Schuld daran geben. Schließlich ist es mein verhärtetes Bild inniger Liebe, das mich dereinst an sie fixierte und nur zusammengehörig erschien, wie ein Paar Schuhe: Nur gemeinsam sinnvoll, alleine zwecklos; durch dieselben Abenteuer »gegangen«, von gleichem Gebrauch und gleicher Abnutzung; und zu keinen anderen Schuh auf der Welt zu stellen.

Endlich zur Ruhe gekommen, lächle ich ihr zuversichtlich zu, wärme mich in ihrem Lidschlag, gebäre Besonnenheit. So erlange ich jene Vernunft zurück, die ich am Ufer verloren hatte.

Was ich vorgehabt habe, frage ich sie sicherheitshalber. Tjelve, antwortet sie. Da fällt es mir wieder ein.

Ungebremst will ich mich zum Aufbruch erheben, doch Anniek hält mich zurück: Stattdessen rät sie mir, mich wenigstens bis zum Mittag zu gedulden; bis ich aufgewärmt sey und etwas gegessen habe. Und so verabschiede ich mich erst später am Bootssteg; Anniek bleibt auf Jbyko zurück, will den Haushalt ordnen, Wäsche

trocknen und anderes. Nur ungern sehe ich ihr nach, und bis ich das andere Ufer erreicht habe, steht sie dort und verweilt geduldig. Das finde ich zwar übertrieben, aber auch liebenswert. Nur so mag ich mich auf das neue Abenteuer einlassen.

Mit einem heimischen Gefühl bewege ich mich durch Fornburg, vom Hafen aufwärts zum Markt. Und welchen Baum ich auch ansehe; welche Türschwelle und welchen querliegenden Stein – ein jedes Detail ist mir vertraut wie das eigene Geburtsdatum; gleichwohl von selbiger Abstraktivität wie das Datum. Lächelnd begrüße ich die auf dem Weg liegende Katze, den abstehenden Spreiz am Strohdach von Yistas Haus, die beschädigte Zaunlatte vor ihrem Garten. All das ist da und würde lange so bleiben. Und nun bin ich Teil davon, würde mit vergleichbaren Eigenheiten beitragen, sodaß man sich eines Tages erinnert: Dort auf der Insel Jbyko, da wohnt ein Pärchen: jung, verliebt und noch immer zusammen.

Möglich, daß jemand am Insel=Pieer ankommt und sich auf die Spuren einer uralten Geschichte begeben wird. Um einer einzigartigen Liebe nachzueifern, dann wäre keine Sekunde vergebens. Möglich auch, daß dieser jemand unser merkwürdiges Schicksal zu verstehen versucht, aber an der richtigen, einzigen Deutung scheitert. Dann verschwindet der Ablauf und der Sinn unserer Leben im Nichts; man wäre reduziert auf nicht mehr als einen Namen, der mit ›irgendetwas‹ zu tun hatte. Von dem man das Geburtsdatum in Form eines Zeitraums angibt; über dessen Kinder es widersprüchliche Angaben gibt; von dem kein Porträt existiert; ja sogar die Schreibweise seines Namens je nach Historiker variiert! Ja, so jemand wäre man dann. Und blicke ich in Erfahrung auf meine bisherigen Lebensjahre zurück, dann will ich auch so sein! –

Befreit von Eitelkeit oder dem Antrieb, mit etwas Unvergänglichem in die Geschichte eingehen zu müssen, lebte ich immerfort im Rahmen meiner intimen Erinnerungen und Wünsche. Dazu brauche ich keinen Namen, kein Geburtsjahr. Noch nicht einmal ein Abbild.

Was mich wegweist und beschränkt – das kann nur ›die Eine‹ sein, die als mein Gewissen, sozusagen als Gegenpol zum Gewissen im Traum, dem Saphiran=sheril, erhalten bleibt.

**Sich auf ewig mir erhalte,
weder ausklingt noch erkalte,
weder eifersüchtig noch verwegen
läßt mich verweilen, nicht bewegen.**

Um zu verstehen, warum und mit welcher Motivation ich den mir hier angetrauten Aufgaben nachgehe, muß man zunächst verstehen lernen, was mich an Fornburg fasziniert.

Gewiß – das ginge am einfachsten, wenn man Ich wäre, und so alles nachempfinden und nach=denken könne, das ich an Reizen aufnehme und verarbeite. Und freilich wird das nicht gelingen.

Zuletzt bleiben einem, der mich kennenlernen möchte, nur zwei Wege: Entweder er liest diejenigen Schriften, von denen ich meine, mich selbst am treffendsten zu beschreiben, und sey es unter einem Pseudonym. Oder der Pilger interpretiert diejenigen Texte, die nicht für die öffentliche Leserschaft bestimmt sind. Aus beiden wird er nur Momente und nackte Ideen meines Lebens erfahren, und genauso unsicher mag mir, einem Texter von Fantasie=Geschichten, der Wahrheitsgehalt zu beurteilen sein. Zu diesem Dilemma gesellt sich, daß es Motive und Überlegungen gibt, die ich, offen oder geheim, niemals mitzuteilen bereit wäre. Ironischerweise will ich hier doch einige auflisten:

- Ich liebe es, die Geschehnisse der Natur zu dokumentieren, gleichwohl ich weiß, daß dieselben bereits dutzendsach und exakter erfasst worden sind. Es scheut mich nicht, den täglichen Verlauf von Sonne und Mond nachzuzeichnen, oder das Wachstum einer konkreten Pflanzen= oder Pilzart. Als Naturwissenschaftler sehe ich keine Erkenntnis und keinen Prozeß als endgültig

verstanden an; im Gegenteil: jede aus Wissenschaft errufene Aussage wäre nur ein Teilergebnis auf dem Weg zu einem unbekanntem Ziel. Lasse man mich (und würde ich mich nicht stets selbst durch ein neues »Forschungspro = jeht« ablenken), säße ich tagein=tagaus vor einer Kolonie Pilzen, um ihr Wachstum zu studieren. Denn das Wissen wächst nie durch das Lernen vor = handener Fakten, sondern allein durch das kritische Überprüfen derselben.

- In gewisser Weise bin ich ausgesprochen eitel und paranoid, was meine schriftlichen Erzeugnisse angeht. Ein Alptraum, auch nur einen Gedanken (oder einen Tagebuch=Eintrag) unwiederbringlich zu verlieren! Und parano = id, weil ich es weder gedruckt, noch digital gespeichert sehen will, aus Angst, es könne verlorengehen, gerade weil ich mich der jeweiligen Aufzeichnungs = methode bediene. Nun, hier in Fornburg stellt sich diese Entscheidung nicht, aber auch hier habe ich nicht nach Belieben Stift und Papier zur Hand. Dann bin ich auch wieder sehr selbstlos und gleichgültig gegenüber meiner (für die Öffentlichkeit bestimmten) Texte: Würde ein Schurke einen meiner Romane unter seinem Namen veröffentlichen, würde es mich nicht tiefgrün = dig stören: Denn ich wüsste noch immer, daß ich der Urheber sey, und wäre zufrieden, daß die Leserschaft auf die eine oder andere Weise von meiner Philosophie, die in jedem meiner Texte verborgen liegt, erfährt.
- Zuletzt – als weiteres Beispiel – nenne ich meine Bereitschaft zu Fehlern, schon allein deshalb, weil ich durch meine stolze Lebensweise fast niemals Scham kenne: Dazu zählen Beleidigung und Denunziation, bewusst (provo = kant) verkehrtes Verhalten, einfach um zu sehen, was geschieht. Nach meiner Ansicht mehrt jedes Verhalten, ob illegal oder rechtens, die eigene Erfahrung, solange eine moralische Grenze, auch nicht zum Erfahrungserwerb, nicht überschritten wird.

Es ist wichtig, diesen letzten Punkt zu kennen, wenn man mich begreifen, meine ver = schlagenen Gedanken identifizieren will. So kommt es nicht selten, daß ich mich

während eines Dialogs verstelle, das heißt absichtlich falsch spreche oder besonders herausfordernd und verdrießlich, nur um zu sehen, wie mein Gegenüber reagiert, etwa mit Veränderungen in der Mimik oder Rhetorik. Mit einem anderen Wort bedeutet das aber auch, daß ich meinem Gesprächspartner keine Achtung entgegenbringe; daß ich ihn als ein »vergängliches Ding« billige, das ich bei meinem Fortgang ins Nachleben gleichgültig zurücklasse. Auch das ist also ein Geheimnis meiner Persönlichkeit: Daß ich ein egoistischer Mistkerl sein kann, der sich ganz auf sein Nachleben konzentriert, und dem die gegenwärtige Welt gleichgültig wie nichts anderes ist. Das erklärt einen Teil meines Verhaltens, den die meisten meiner Mitmenschen als »einfältig« oder »asozial« wahrnehmen.

Genug davon.

Als ich endlich den Abzweig zu Tjelves Grundstück einschlage, fallen mir sogleich die weite Schatten werfenden Kastanien auf, die zu beiden Seiten den Weg zum Hof säumen. Tatsächlich sehen sie so urig aus, daß sie ohne Übertreibung die ältesten Bäume des Ortes gewesen sein mochten. Und wie auf jedem ordentlich bewirtschafteten Hof sind auch hier Laub und Früchte zusammengeharft worden, um sie weiterzuverwerten.

Zwischen den schroffen Wurzeln haben sich wenigstens sechs Hühner verteilt, und wie ich vorangehe, stolziert ein Hahn an mir vorüber, der, sobald er mich bemerkt, mit einem Krähen Alarm schlägt und seine Hühnerschar zu sich ruft. Auch eine weiße Katze treibt sich herum, schaut vorsichtig aus der Deckung, gibt sich zu=traulich, und als ich mich bücke, um ihr über den Rücken zu kralen, weicht sie zurück und springt fort.

»Kreuzspinne und Kreuzschnabel!«, flucht plötzlich jemand lautstark, und ich horche auf: Die Stimme ist von irgendwo hinter dem vor mir liegenden Haus auf

Tjelves Hof losgetreten worden, und ich eile meine Schritte, um zu Hilfe zu kommen.

Respektvoll will ich vorstellig werden; nunmehr stürme ich sofort aufs Grundstück, ignoriere notgedrungen alle Regeln der Höflichkeit, suche allein den kürzesten Weg zur Schallquelle – und finde sie:

Da steht Tjelve am Gatter seiner Schafherde und ist bis zu den Knien mit Allmenlaub bedeckt. Weil er die Heugabel noch in den Händen hält, ist leicht zu erraten, was geschehen war: Offenbar beabsichtigte er die Fütterung seiner Schafe, hatte aber aus Ungeschick die Ladung seiner Heugabel verschüttet. Gleich nebenan hält er Schweine, zwei, um genau zu sein, die fressen gerade aus einem Trog, so ungestüm, daß die Kastanien nur so herausrollen. Da weiß ich auch, wie er die Kastanien verwertet.

Tjelve erkennt mich sofort: »Komm' her. Komme nur – und sey willkommen auf meinem Hof!«

Ich trete heran.

»Grüß' dich. – Erlaube mir die Frage, und hab' Nachsehen mit meiner Bemerkung: Du sprichst mit Personalpronomen von ›deinem‹ Hof. – Haltet ihr es hier nicht anders?«

Er hält inne beim Auflesen des Laubs, und ich bereue meine freche Frage bereits.

»Das stimmt, da doch alle Erzeugnisse geteilt werden.«. Er bekennt es ohne Umwege. »Trotzdem ist diese Formulierung einfacher zu handhaben als ›von mir bewirtschafteter, aber allen (oder keinem?) gehöriger Hof‹. So weiß jeder, wo er hingehört, und es bleibt für jedermann verständlich.«

Das Konzept von Eigentum und Abgrenzung ist also auch hier noch nicht, ganz menschlich, überwunden worden. Oder gerechter formuliert: Es fehlt an Vorstellungskraft und Wörtern, um das zu beschreiben, das es zu leben gilt. Auch ein

Mensch des Mittelalters wäre unfähig, mangels Verständnis, Gewöhnung und Umgang, die Komponenten eines modernen Computers zu benennen.

Dann begrüßen wir uns offiziell: Und er stellt sich mir gegenüber, also Front zu Front. Das allein beeindruckt mich, denn es offenbart das Ehrliche, das Wahre eines Freundes (oder auch eines Attentäters), während das schräge Zueinandersehen, wenn beide Paar Füße nicht zueinander, sondern aneinander vorbeischieben, das Verlegene oder Unsichere im Menschen preisgibt, so also eine Person mit undeutlichen Absichten – Absichten, die selbst der Person unklar sein können. Tjelve aber weiß was er will, und mit einem kraftvollen Händedruck erfahre ich seiner Motivation Willen.

Tjelve – woher kenne ich ihn wirklich? Sein unumstößliches Auftreten erinnert mich so oft an einen alten Kameraden von der Armee, daß ich meine, er sey hier, wie andere Bekannte meines Lebens, verwirklicht worden. Dabei habe ich die betreffende Person nie besonders gut gekannt: Er ist duldsam und witzig; aber das sind viele. Vielleicht bewundere ich sein Durchhaltevermögen, das ihn dann noch führt, während meines Schwächelt. Das stellt ihn, die körperliche Konditionierung betreffend, über mich. Eine Erkenntnis, die mich in die Schranken weist, besänftigt geradezu, meine Verletzlichkeit hervorhebt. Etwas, das jeder übermütigen Seele gut tut. Und so entspricht sein Auftreten wohl dem innigen Wunsch nach einem »Gegengewicht«.

»Wie ich hörte, wollten wir wegen deinem Sohn sprechen.«, beginne ich den Dialog mit der einen Sache, die ich sicher weiß.

»Ja, es geht um sein Vergehen. Er wollte zeigen, wie erwachsen er ist.«

»Dabei ist Erwachsensein doch nur die frustrierende Suche nach seiner verlorenen Jugend!«, entgegne ich fest und glaube, Erheiterndes von mir zu geben.

»Du sprichst, als sey nichts dabei.«, ermahnt mich die strenge elterliche Stimme stattdessen. Und ich liebe diese harsche Kritik. Da er Vater ist, muß er tatsächlich mehr wissen, als mir, als jedem Junggesellen, zugänglich ist.

»Erklärst du mir, was du meinst, Tjelve?«

»Bei kindlichem Eifer ist zu unterscheiden: Was ist Spiel und was Lernen? – und was nackte Unvernunft? Als Aswin sich an der Küste herumtrieb, bewies er letzteres; und bewies umso mehr, daß er noch ein Kind ist.«

»Gewiß, ich will nicht widersprechen: Die Sicherheit des Kindes geht vor!«, pflichtete ich dem bei.

»Wovon ich rede, ist Aswins fehlende Besonnenheit.«

»Ist die nicht jedem Kinde eigen?«

»Hier in Fornburg sind die Dinge anders, als du sie kennst.«

»Das habe ich schon festgestellt: Aswin lernt bei den Alten.«

»Und nicht nur das! Bald kommen die Kinder endlich wieder zu einer Schulklasse zusammen, Annies Bereitschaft sey gedankt!«

Ich lächle stolz, gleichwohl der Dank an meine Liebste gerichtet ist.

»Aber darüber hinaus«, fährt er fort, »sollen unsere Kinder auch früh Besonnenheit und Rechtschaffenheit finden; sie mögen ihren kindlichen Spieltrieb ausleben (und ihn auch als Erwachsene nicht vergessen), doch sollen auch erfahren lernen, was Rücksicht, Konsequenzen und Leichtfertigkeit bedeuten. All das bedingt uns seit Generationen! Es mag sich zu einem ›Volksglauben der Langeweile‹ ausgebildet haben, doch er bewahrt uns vor Schaden. Und nicht nur das!«

»Was denn außer dem?«, will ich ernsthaft wissen, denn das Konzept kommt mir merkwürdig vertraut vor.

»Den Kindern Fornburgs wird gutes Benehmen eingeprägt, denn man erflärt, daß jederzeit ein reisender Schriftsteller oder Chronist kommen könne, der nur für eine Nacht bleibt, und anschließend seine Eindrücke in Reiseberichten veröffentlicht, oder in fiktiven Texten verarbeitet. Und wenn man sich einmal schlecht benimmt, genau an jenem Tag, würde dessen Eindruck dem Ruf Fornburgs für Jahrhunderte anhängen!«

»Meinertreu! Ich hätte nicht gedacht, daß sich eine so abgelegene Siedlung, insbesondere da sie von so aufgeklärten Menschen bewohnt wird, um ihren Ruf schert!«

»Na ja, so ernst nehmen wir es hier nicht. Auch ich glaube längst nicht mehr, daß sich eines Tages ein ›reisender Schriftsteller‹ hierher verirrt. Noch dazu an einem Tag, an dem alle unsere Kinder freigehen!«

»Also wird Aswins Strafe nachsichtig ausfallen?«

»Gewiß. Wir haben ihn auf den Fehler hingewiesen. Wenn er diese Mahnung zu beherzigen nicht bereit ist, dann ist er bestraft genug. Genau genommen sehe ich uns nie in Not: Er und wir können sprechen, lesen, schreiben und rechnen. Das alles setzt Vernunft voraus. Vernunft, in die ich Vertrauen lege.«

»Froh bin ich, das zu hören. Es quälten mich bereits Gewissensbisse, daß ich, als Auslöser des technischen Fortschritts im Dorf, eine nicht unwesentliche Schuld an Aswins Esprit habe!«

»Schuld an Aswins Neugier?«, fährt er hoch und sieht mich scharf an: »Nein, nein, sey nicht so eitel!«

Ich nicke, und alles ist gesagt.

»Aber wenn du dein Gewissen zu erleichtern suchst, dann nimm' Aswin auf deinen zukünftigen Forschungswegen mit! So wie den jungen Id! Dann bleibt er unter erwachsener Aufsicht und lernt, was er zu wissen begehrt.«

Mit einer »lässt=sich=machen=Miene« stelle ich meine Erleichterung aus.

Tjelve bittet mich in sein Haus, und wäscht sich Hände und Gesicht in einer Schüssel, die gleich am Eingang steht. Sein Heim ist größer als jedes, das ich bisher gesehen habe, und auch einfacher, »bäuerlicher«, eingerichtet:

Der erste Raum entspricht Wohnbereich und Küche, durch keine Wand getrennt. Eine flache Grube, ausgekleidet mit Ton, ist als Feuerstelle in Verwendung. Dort liegt die Glut, darüber ein Gestell für Topf und Kessel, daneben wiederum eine Bank. Zwei Meter über der Feuerstelle ist ein Wild=fell gespannt worden,

wohl, um Geruch und Qualm zu binden. Eine Tafel, mehr als einen Klafter lang und von Holzstühlen umringt, bietet Platz für wenigstens sechs Personen.

In der geräumigen Küche steht außerdem ein Lehmofen; in Regalen, Schränken und Nischen befinden sich unzählige Krüge, Becher und Schalen, jede scheint mit etwas anderem gefüllt. Von der Decke hängen Bündel getrockneter Pflanzen. Ich staune und gaffe, als habe ich nie Faszinierenderes erblickt.

Ein Nebenraum, durch ein Schaffell als Tür-Ersatz verdeckt, enthält zwei Betten – niedrige Einfassungen, mit Stroh gefüllt und von Decken gefasst; neben dem Bett ein Spinnrad. Einer Ahnung folgend, muß Aswin in einer Nische unter dem Dach schlafen, zu der eine Leiter führt.

Durch die zunächst unauffällige Hintertür des Hauses tritt Ginde, Tjelves Frau, lächelt und knickt zur Begrüßung kurz ihre Haltung. – Eine bemerkenswert anmutige Geste.

Ein Handtuch verdeckt ihr Haar, und um keine verlegene Frage gestellt zu bekommen, erklärt sie sogleich, daß ihr voller Freude das Haarewaschen wieder leicht fiel, seitdem die Mühle so feines Erzeugnis gebe, daß eine Mischung aus Roggenmehl und Wasser sich als Haarwaschmittel überhaupt anwenden ließe! Sozusagen, neben der Vereinfachung der Backwaren-Manufaktur, ein direkter Vorzug aus der Installation zweier Mühräder.

Ginde verschwindet ins Nebenzimmer, derweil ich und Tjelve uns an den Tisch setzten und plaudern. Bewundernswert finde ich die Art seiner Einrichtung, die sich deutlich von der anderer Häuser in Fornburg unterscheidet, soweit ich diese betreten habe. Es ist, als lebte man im selben Dorf, und doch liegen Jahrhunderte dazwischen. Als lebte man absichtlich einen ärmeren Stand, den eines Bauern (der er ja im Grunde, wie fast alle Fornburger, ist). Vielleicht eine Art spirituelle Bekennnis, stelle ich mir vor, ohne weiter nachzufragen; eine demütigende Beißelung.

Selbst seine Kleidung paßt dazu und weist ihn als Sonderling aus: Holzschuhe, Wadenwickel, darüber ein knielanger Rock und ein Kapuzen-Umhang. Wer bewußt

so lebt, resümiere ich, der ist wirklich frei. Sich auf die unterste, ärmlichste, entbeh = rungsreichste Stufe der Gesellschaft zu begeben, offenbart einem am ehesten, worauf es wirklich ankommt. Daß er sich diese Lebensweise freiwillig anheim fühlt, mochte nicht am Mangel der Finanzen gelegen haben, oder an zu hohen Abgaben an den Lehnsherren. – Beides gibt es hier nicht. Für mich beweist sich Tjelve mit einem Blick in seine Augen, und es kann gut sein, daß er und seine Familie von allen Fornburgern am glücklichsten leben.

Im Gespräch, zu dem sich mittlerweile auch Ginde gesellt und eine Schale Beeren aufgetischt hat, komme ich zu der Frage, ob sie oder irgendwer sonst im Dorf bereits vom Isolaten gehört habe; ob man wisse, woher er kommt, wer genau er sey. Ob man überhaupt von dessen Existenz wisse.

Tjelve antwortet, daß nur wenige ihn besucht haben, und ihn, wegen seiner Art, in Ruhe lassen wollen. Denn wer sich fernab von Siedlungen einrichte, erklärt Ginde, der wolle auch alleine bleiben. Da hilft auch kein geselliges Treiben, und je = der Versuch der Integration in die Dorfgemeinschaft wäre umsonst.

Tjelve nimmt derweil sein Schnitzwerkzeug aus einem Kästchen und setzt seine Arbeit fort: Mit einem kurzen, gekrümmten Messer formt er aus einem Werkstück hellen Holzes den Kopf eines Bären (oder vergleichbaren Tieres), bis sich die abge = tragenen Späne auf der Tischfläche sammeln. Die Größe des Stücks zeigt mir, daß es wohl ein Amulett werden soll.

Während ich aufmerksam seine Fingerfertigkeit verfolge, unterhalten wir uns weiter, ohne daß er sich ablenken läßt.

»Ich sehe, guter Tjelve, daß ihr anders lebt, als alle, denen ich bisher begegnet bin. Das schließt den Isolaten ein. Es scheint, als würde euch die Zeit nichts anha = ben, und als würdet ihr deswegen aus allen vorübergehenden Jahrhunderten nur das Beste erhalten und weitertragen.«

Tjelve denkt, ohne aufzusehen, einige Sekunden über meine Bewunderung nach. Auch seine Frau hält inne in ihrem Tun und wartet auf eine Regung ihres Gatten.

»So läßt es sich tatsächlich sehen.«, brummt er, und Ginde ergänzt:

»Vielleicht liegt es an unserem ›Blick für das Edle?‹«

Was das sey, will ich wissen.

»Wir – in unserem Familiendialekt – bezeichnen mit ›edel‹ dasjenige, das unveränderlich bleibt, und daher wahr ist. Dasjenige, das sich, unabhängig von Bildung, Herkunft, Alter ..., aus sich selbst, aus der Vernunft ableitet.«

Und weiter erklärt Tjelve: »Deswegen wirkt unsere Gegenwart ›zeitlos‹, wie du es nennst: In gewisser Weise sind wir Anarchisten, denn wir lehnen jede obrige Bestimmung, jedes Gesetz und jede flüchtige Meinung ab.«

Und da verstehe ich es: Ganze Welten schießen an meinen Augen vorüber – gleichso, als sey jeder Mensch prinzipiell dieser Erkenntnis fähig und brauchte zur Offenbarung nur einen Anreiz.

Es meint, alles Vorgegebene (Schicklichkeiten und Sitten, Regeln und Normen, Grenzen und Machtansprüche) abzulehnen, sofern es sich durch die Zeiten ändert:

- Tischmanieren
- Gemarkungen und Grenzen von Gebieten, Regionen, Ländern und Reichen
- Steuerabgaben
- Gebote und verhangene Strafen
- Vermischung von Spiel und Tod, Moral und Dogmen
- Freiheiten und Tabus
- Kleiderordnungen, Mode und Kulturgeschmack
- wissenschaftliche Erkenntnisse und deren Weiterentwicklung oder Entlarvung als Irrweg
- die Weisheit der Alten und die Rechthaberei der Heranwachsenden ...

... All das war, ist und wird durch die Zeit hindurch im ständigen Wandel sein. Und was so wandelbar ist, wissen Tjelve und Ginde, das kann unmöglich wahr sein, und verdient daher auch keine Beachtung. Würde der Vogt bei ihnen erscheinen, um den Zehnt einzutreiben, würden sie ihn hinauswerfen. Würde ein Gesetz erlassen, das ihnen von Heute auf Morgen die Benutzung eines bestimmten Werkzeugs verbietet, würden sie darüber lachen und so fort.

Als »wahr« akzeptiert wären dagegen Dinge und Vorgaben, die sich als »natürlich« erweisen, oder aus menschengemachter Besonnenheit ableiten lassen; etwa, daß eine Suppe nun einmal am besten mit dem Löffel einzunehmen ist, ganz egal, was jemand sagt. – Mit einem Wort:

Was es früher gab, und es auch heute gibt, das hat sich bewährt, um einem Erfordernis zu entsprechen. Was es dagegen heute gibt, für das es früher aber keinen Bedarf gab, das ist unsinnig und überflüssig.

Bei allem Für und Wider weiß ich nicht zu entscheiden, ob das furchtbar einfältig oder bemerkenswert weitsinnig gedacht ist. Es macht auch keinen Unterschied für mich: Wie einem guten Völkerkundler (oder beobachtenden Forscher) eigen, beobachte und dokumentiere ich die Geschehnisse, ohne ihnen eine persönliche Wertung beizumessen: Ob sie Rot oder Blau oder Weiß sind, wirkt keinen Einfluß auf meine innere Lieblingsfarbe.

Gewiß soll auch bedacht werden, daß jede Aussage von subjektiven Gefühlen abhängt, und wollte man mit gerechter Stimme urteilen, dann nie von seinem eigenen (gesellschaftlichen) Standpunkt aus, sondern so, als sey man in einem fremden Land geboren worden. Wie anders fiel doch meine Einschätzung aus, stellte ich mir vor, in Mittelasien oder Ostafrika geboren zu sein. Dieselben beißenden Fragen wären plötzlich mit anderer Moral, anderer Entschlossenheit, anderer Rücksichtnahme beantwortet!

Eine weitere Beere findet ihren Weg von der Schüssel in meinen Mund und dann noch eine. Jedes Mal, wenn ich danach greife, fallen mir die adretten Sym =

bole auf, die offenbar mit Stempeln in den Rand der hellbraunen Tonschüssel eingeprägt worden waren. Dabei frage ich mich, ob einer Familie wie dieser überhaupt geholfen sey, würden sie plötzlich Glasgefäße zur Verfügung haben, um Gewürze, Öl, Getränke und anderes darin aufzubewahren. Wie ich meine Absicht verkünde, will ich mich ja um die Herstellung von Waldglas bemühen, um wenigstens ein Grundbedürfnis nach halbtransparenten, inerten Behältern zu erfüllen. Ob ich mir damit zu viel zugemutet habe, das soll sich später zeigen; außerdem beschäftigt mich derweil die Beschaffung von Eisenerz, ein kaum weniger ehrgeiziges Projekt.

Jedenfalls fällt mir abermals ins Augenmerk – insonderheit der zuletzt gewonnenen Erkenntnisse aus Tjelves Philosophie – ob Menschen wie diese Glas anstelle von Ton annehmen würden. Das gilt freilich auch für Erzeugnisse aus Eisenerz. Oder würden sie technische Fortschritte wie diese prinzipiell ablehnen? Immerhin scheint sich Gindes Vater über seine ins Leben zurückgerufene Mühle zu freuen; und ohne Kraftaufwand bewegte Mühlsteine sind nun einmal besser als der Abrieb von Hand, so urtümlich »edel« das auch sein mochte! Auch Tjelve wohnt in einer Hütte aus Holz und Lehm, und nicht in einer Höhle! Wäre ich in meinem Werk daher eine Hilfe, oder ein Ketzer ihres Glaubens?

Weil der Raum nur mangelhaft beleuchtet wird – genau genommen dringt lediglich durch die Eingangstür Licht hinein – stellt Ginde eine Laterne auf den Tisch, die mir sofort gefällt: Etwa eine Handspanne hoch, mit acht Seiten, einem Holzboden und einem Holzdeckel. Im Inneren flackert eine Kerze, während die Seiten zu etwa vier Fünftel der Höhe mit einer an Pergament erinnernden Lage bespannt sind. Tjelve bestätigt mir, daß es vom Prinzip tatsächlich Pergament ist, so wie es Kunderbenz herzustellen pflegt. Jedenfalls verteilt sich das Licht beim Durchtritt durch die Laternen=Bespannung so sanft, daß die Wände und alle Möbel in einem gleichmäßigen, gelben Licht erstrahlen.

Unaufgefordert erzählt mit Tjelve etwas von Kunderbenz; schwärmt gar so, als würde er seinen Lieblingsmusiker glorifizieren. Demnach besitzt Kunderbenz, den ich auch noch nicht richtig kennenlernen durfte, gar »magische« handwerkliche Fähigkeiten, insbesondere das Handwerk betreffend, das er von seinem Meister gelernt hatte. So ist er Belter und weiß wie kein Zweiter um das Ledergerben und Verarbeiten von Tierhäuten und Fellen. Von ihm hergestellte Filze, etwa in Form von Kapuzen, Mützen oder Schuhen, sind jeher begehrt bei den seltenen reisenden Händlern, die sich bis zu uns an die Küste verirren. Da er auch gerne Haar verarbeitet, ist er auch Haartuchmacher.



Tjelve zeigt mir sogleich einen hübsch verzierten Gürtel, den Kunderbenz für ihn angefertigt hatte, und zwei weitere Laternen; Birde präsentiert Teile ihrer Kleidung, Schuhe und Filze in Waschküche und Hausrat. Tatsächlich ist die Verarbeitung dieser Erzeugnisse von hoher Qualität, makellos und nett anzusehen, gleichwohl angeblich viele Jahre alt. Ob er auch etwas für unseren Haushalt fertigen möchte?

Wir gehen nach draußen, und wie ich die Hintertür verlasse, fällt mir eine etwa einen Meter tiefe Grube ins Auge, unmittelbar zwischen den Ställen gelegen und dergestalt von Gestrüpp umwachsen, daß sie vom Hauptweg aus nicht zu sehen ist. Nach der Farbe des dort abgetragenen Materials, und anhand der herumliegenden Werkzeuge – Kelle, Spaten, Eimer – kann es sich nur um eine Tongrube handeln.

Zunächst will ich hineilen, um mir ein Bild aus der Nähe zu machen. Doch Tjelve hält mich zurück und warnt, daß der Ton zurzeit gut an Haut und Kleidung

haftet, sofern ich mich nicht beschmutzen wolle. Also schaue ich aus der Ferne und laufe aufgeregt darum herum: Nur ein Loch im Boden, und doch so Vielfältiges hervorbringend!

Erlebnisse wie diese beflügeln meine Fantasie ungemein: Würde irgendwo auch eine Töpferscheibe stehen, an der man während eines Gewitters – mangels auswärtiger Möglichkeiten – Becher und Töpfe formt? Stammt aus dieser Grube das Baumaterial für andere Gebäude? Würde auch ich mich am Töpfer-Handwerk erfreuen können? Oder gar eines Tages Besitzer einer eigenen Grube sein?

Dann gewinnt Ginde meine Aufmerksamkeit, die mit einer Lage Stoffe von einer Scheue in eine andere eilt, wobei letztere nur einer Scheune ähnelt.

Ich betrete das kleine Gebäude durch das einzige Türchen und muß einige Stufen herabgehen, ehe ich den Grund betrete, der etwa zwei Ellen tiefer liegt als der Rest des Erdbodens. Drinnen steht ein großer Webstuhl, daran arbeitet Ginde; von der Decke hängen Stoffe und lose Wolle.

»Was tust du, Ginde?«

»Weben natürlich!«

»Selbstverständlich. – Aber was ist das hier für ein ... Keller?«

»Kein Keller. – Ein Grubenhaus! Du wunderst dich wohl, warum es so eingetieft liegt? Das dient dem Weben.« Ungeklärt webt sie weiter, daß das Gerüst flappert.

»Wie das?«

»Die geringe Absenkung des Arbeitsplatzes ...« – sie wischt sich den Schweiß von der Stirn, reibt sich die Hände in die Schürze und steht auf – »erhöht die Luftfeuchtigkeit, jedenfalls geringfügig. So geht die Wolle geschmeidiger durchs Geflecht und hakelt nicht, selbst die ungewaschene Wolle.«

Grinsend läuft sie an mir vorüber und verläßt das Grubenhaus.

Abermals ward ich beeindruckt: Obschon sie diese unerhört einfache Maßnahme nicht erfunden haben mögen, zeigt mir dies aufs Neue, daß ich niemals ausler-

nen werde. Daß ich, solange es meine Existenz gestattet, immer Schüler bleibe und niemals in Ehre behaupten dürfe, ausgelernt zu haben. Es wäre irrig gleich der feinen Behauptung, den Inhalt meiner Träume ungehemmt steuern zu können.

Draußen stehe ich in der hellen Sonne; nur bis zum Horizont wagen sich die Wolken vor. Ginde und ihr Mann haben derweil auf einer Bank vor ihrem Haus Platz genommen und ruhen. Doch auch wenn sie pausieren, gibt es für die unermüdlichen Bauernhände immer etwas zu tun: Tjelve setzt seine Schnitzerei fort; Ginde wäscht abwechselnd Rüben und Kartoffeln in einer Schüssel. Noch eine Weile bleibe ich, dann danke ich artig für die Gesellschaft und lasse die beiden in Frieden. Auch jetzt bestätigt sich die unsinnige Anwendung einer verabschiedenden Floskel, denn man sieht sich ohnehin mehrmals am Tag, als lebten alle in einem großen Haushalt.

Auf meinem Weg zurück zum Marktplatz atme ich tief und genieße, wie so oft, die Stille der Welt. Selbst die Haus- und Hoftiere scheinen ihre Mittagsruhe zu halten.

Aus einem Beutel, den ich schon seit daheim mit mir herumtrage, nehme ich Brot und Apfel. Provokant setze ich mich zum Verzehr auf die Brunnenbank, um zu sehen, wer auf mich anspringt.

Wie bei jedem Essen arbeitet mein Gehirn nun konzentriert; kombiniert neu und holt sich längst vergessenes Wissen zurück in die Erinnerung. So gehen mir nicht mehr die Verarbeitung der unreinen Erze aus dem Kopf, über die man in Foerburg so geschickt zu klagen weiß.

Obwohl ich kein gelernter Metallurge bin, will ich der Aufgabe mit wissenschaftlichem Sachverstand begegnen. Käme eine andere Quelle als das bisher gebrauchte Raseneisenerz infrage?

Aus meinem Studium kenne ich das Prinzip der Sumpf- bzw. See-Erze, alsamt verunreinigte Eisenhydroxide. Selbst wenn ich eine Quelle dafür kenne, wüßte ich keine Methode zur Erschließung einer solchen Lagerstätte.

Höherwertig als Rafeneisenerz wäre immerhin Erz aus beispielsweise einem eisenschüssigen Sandstein. Aber zum Ausschmelzen bräuchte man etwas, das mehr Hitze als Holzkohle erzeugt. An Steinkohle ist in der Gegend nicht zu denken, und ich will ja keine zweite »industrielle Revolution« lostreten!

Könnte man nicht stattdessen den Schmelzprozeß des Rafeneisenerzes verbessern, zum Beispiel durch Anpassung des Schmelzofens? Dazu muß ich mir zunächst die Ausgangssituation ansehen, am besten in Clyde und Herolds Schmiede.

Jetzt weiß ich auch, warum gute Eisenwerkzeuge vor Jahrhunderten so kostbar und selten waren ...

Jedoch, die Unkenntnis muß immer größer sein als das Wissen, sonst entsteht kein Gefälle. Dieses Gefälle nehmen wir als Motivation wahr, wissenschaftlich zu arbeiten. So gehe ich kurzerhand zu den Schmiedebrüdern, um mich einweisen zu lassen.

Aufgeregt und unvorbereitet stehe ich vor ihrer Pforte, klopfe und werde eingelassen. In einer Runde von Freunden erzähle ich von meinem Anliegen und ward willkommen geheißen mit kritischem Geplauder und gutem Willen.

So habe ich es mir vorgestellt! Und so will ich auch ans Werk gehen.

Es dauert nicht lange, da führt man mich hinters Haus und zeigt mir einen Ofen, der bestand ganz aus Ton, genauer gesagt: aus Lehm.

»Das ist ein Rennofen.«, spricht Herold und bringt mich näher. Das Gebilde gleicht einem Termitenbau, etwa eine Mannshöhe hoch, unten eine Öffnung, in die Brennholz nachgeschoben werden kann. Mehr schlecht als recht hatte man seitlich Schlitz gebohrt, jedoch in Höhen, die mir gänzlich willkürlich erscheinen. Obschon ich selbst nie zuvor einen Ofen gebaut hatte, und ich auch nicht wissen kann, welcher Teil des Ofens damit genau belüftet würde, so vertraut ist mir doch das universelle Prinzip von Präzision: »Wirkung durch Präzision.« lautet seit jeher eines meiner Mottos; es bedeutet, daß jeder natürlich Prozeß – und sey es die Verhüttung von Eisen – umso effizienter abläuft, je mehr es sich geometrischen und symmetrischen

Formen unterwirft. Auch sonst habe ich im Gefühl, einen solchen Ofen besser konstruieren zu können, sodaß zumindest die Ausbeute, auch wenn sich kein höherwertiger Ausgangsstoff finden ließe, besser ansteige.

Aber ist es tatsächlich so einfach, wie ich denke? Vielleicht ja, denn auch beim Abbau der Mühlsteine habe ich meine Bedenken geäußert. Sollte mir dieser Erfolg nicht als Beweis gereichen, daß hier alles möglich sey? Trotzdem brauche ich mehr Informationen, und gegen die Angst der Unkenntnis hilft nun einmal allein das Lesen.

Inzwischen ist es spät geworden, und mich treibt es nach Hause, nicht nur aus dem verständlichen Verlangen, meine geliebte Frau wiederzusehen. In ungeahnter Geschwindigkeit bewege ich mich zum Bootssteg, so zügig, daß ich Kunrada und Berthold, die gerade vor ihrem Haus in der Abendsonne sitzen, nur zuwinken kann. Bald rudere ich über die Meerenge, daß ich die Wellen nur so spalte. Mehr noch als über die Tatsache meiner Geschwindigkeit staune ich angesichts fehlender Anzeichen von Erschöpfung! Kraftvoll wie eh und je, als habe ich mich lediglich vom Wind treiben lassen, spüre ich Arme und Gelenke; bin zuversichtlich bevorstehender Abenteuer und Enttäuschungen. Doch bis es soweit sey, weiß ich genau, welcher Lektüre ich mich zuzuwenden habe.

Nach dem Abendmahl begeben sich zum Schaukelstuhl und schlage das nächste Kapitel im »Buch von Fornburg« auf:

fünftes Kapitel: Vom Brauchen und Nutzen der Menschen

Manche behaupten, daß Dorf Fornburg sey die entfernteste Siedlung überhaupt: Die letzte Bastion der ewigen Unendlichkeit.

Das paßt ja wieder zu mir!, denke ich und glaube, da sey ganz unzweideutig auf das Nachleben angespielt worden!

Umso erstaunlicher ist es daher, daß in so einer geschlossenen Gesellschaft, fern von Handel, Verkehr und Hilfe, an einer Küste, die sich durch lange Winter und besonders ausdauernde Stürme ausweist, alles so selig und gesittet geschieht. Für wahr – solange ich als Adelard durch die Welt ziehe, ist mir so ein Volk noch nicht begegnet!

Und da erkenne ich, daß wohl alle Texte in diesem Buch auf diesen Mann zurückgehen mochten. War er gar ein Chronist? Einer der Wenigen, die diese Region ehemals bereist haben?

Meidet man sonst nicht einen Siedlungsraum, der von Flut, Sturm und anderer Missetaten der Natur heimgesucht wird? Wer mag schon alle paar Tage die Unversehrtheit seiner Gebäude und Gerätschaften prüfen? – Doch ist dies längst nicht das einzige Geheimnis der Einwohner!

Etwas wirklich Bemerkenswertes ist der fürsorgliche Umgang miteinander: Einmal sah ich einen alten Dörfler, der kam am Schuppen eines anderen vorbei und bemerkte, daß die Leiter zum Dachboden beschädigt war. Da bot er kurzerhand seine Hilfe an. Das Besondere ist, daß er zuvor sicher gegangen war, Werkzeuge und Materialien zu besitzen, und sie sich nicht vor der zu verrichtenden Aufgabe vom Schmied borgen mußte! Dieser selbstlos angebotene Beistand erwartete keine sofortige Erwiderung, sondern die Ausprägung eines besseren sozialen Verhältnisses – und vielleicht Rat oder Hand, wenn der Aushelfende einmal in Not sep. Mehr noch: Es ward nicht ein Gedanke daran verschwendet, Nägel und Holz zu horten, oder die Werkzeuge zu schonen, sondern sie einzusehen, wo und wann immer es sinnhaft erschien, auch wenn es einem selbst nicht zugute kam.

Deswegen läßt man mich auch frei von Entgelt hier wohnen, und gibt mir zu Essen, ohne eine Gegenleistung einzufordern. Daß ihnen die Feldfrüchte ungenutzt verderben, muß ihnen die größte Furcht sein! Und so will ich auf meine Art danken, und beschreiben, wie einzigartig das Leben und die Siedlung sind.

Von Speisen der Natur berichtete ich bereits; man hält sich an einfache Konzepte: Im Sommer wird Gerste angebaut, im Winter Dinkel, wohl, weil es sich besser gegen Schädkäfer und krankmachendes Gewürm wehren

kann. Reich und erhaben wachsen die Gemüsegärten und wenigen Obstbäume. Was von Feld und Garten nicht auf den Tisch finden will, das holt man aus Wald und Meer heran. Ein Volk, das den Hunger nicht zu kennen scheint, wohl auch nicht fürchtet. Denn es ist ein gesundes Volk, mit Verstand, Muße und Ehrfurcht. Und was ihnen fehlt oder herzustellen unmöglich ist, das verdrängen sie. Als würde man sich jeden Tag darauf besinnen, daß man zu früheren Zeiten nur viel weniger besessen hatte. Ein Volk, das den Besitz der Gegenwart schätzt – anstatt ihn mit dem des Nachbarn zu vergleichen, oder daran keinen befriedigenden Blick verlieren zu können.

Das Umland scheint ihnen ohnehin alles zu bieten, dessen sie bedürfen, und die Fornburger haben offenbar ein Gespür dafür, jeden noch so kleinen Nutzen der Natur für sich zum Vorteil zu wandeln: Man weiß aus Küchenasche Seife zu kochen; man dreht Seile aus dem Bast vom Wriemenginster (das hatte ich von der Pflanze, die in meiner Heimat als „Storchenebein“ bekannt ist, noch nie gesehen!); man knüpft Fischerneze aus Brennnesseln und Wurzeln; ja, ich sah sogar, wie jemand einen Klumpen Harz in Brand steckte, um dessen »heilsamen« Rauch einzuatmen! Mit einem Satz: Die Fornburger müssen, zumindest was das von Natur Gegebene und das daraus Genutzte angeht, als begnadet und beschenkt bezeichnet werden! Fast mochte einen der Meid beißen, doch ich weiß auch, daß ein so abgelegenes Dasein dem einen oder anderen öd oder hoffnungslos vorkommen würde. Für mich als reisenden Chronisten stellt sich diese Frage nicht – hier zu bleiben, oder gar über die dauerhafte Aufnahme in die Gesellschaft nachzudenken, wäre wider meiner Berufung!

Und doch erfasst mich die Faszination an diesem Ort: Gespenstisch unerforscht sind mir stets die Wälder und Sümpfe an der Küste, als seien sie seit Jahrtausenden unberührt, und „bewusst“ unberührt! Das Fornburger Wesen läßt in mir die Überzeugung reifen, daß man Geheimnisse, Legenden und Mysterien absichtlich in Kauf nimmt, ohne je den Reiz zu verspüren, sich mit Erkundung und Aufklärung befassen zu wollen. Mag sein, daß es der nicht entwickelten Kapitalgesellschaft anzuschulden ist, weshalb man nicht hinter jeder Legende einen Goldschatz erwartet! Trotzdem lebt man damit – toleriert das Unergründete, als sep es normal zu sagen: „In

den Wald, gleich westlich vom Dorf, hat noch niemals jemand einen Fuß gesetzt!“

Ob es dort eine Quelle gebe? Möglich, doch momentan nicht notwendig.

Welches Wild lebt dort? Nutzbares oder Gefährliches? Wir werden es sehen, falls es heraustritt, sagt man in Gleichgültigkeit.

Und mag man die unbetretene Region nicht kartieren? Die Ausmaße und Besonderheiten des Waldes feststellen? Die vorhandenen Karten verbessern? – Nicht jetzt, aber es wird sich eines Tages schon jemand finden ...

Hier kennt man nicht jene Angst, daß einem ein anderer etwas „wegschnappen“ könne. Und selbst wenn, ist man als Fornburger, im Westen bestimmt, zu einfältig, um den persönlichen Nachteil zu erkennen. Oder man kennt ihn, ist aber zu stolz, um einen großen Fehl darum zu machen.

Nur um ein Beispiel zu geben, wельch' mächtiger Mysterismus diesen Ort erfaßt hat: Eines Tages ging ich durch den Wald und traf einen der Holzrücker aus dem Dorf. Er schälte mit seinem Beil die Rinde von einem gefällten Baum (die er wohl einem Gerber übergeben wollte?) und schlug anschließend vier tiefe Kerben in den nackten Stamm. Da ich mir ihre Notwendigkeit nicht erklären konnte, fragte ich den Mann.

In vollendetem Aberglauben beschrieb er, daß er damit die „Waldgeister“ zu besänftigen pflegte. Weiter dachte ich mir nichts und ging meiner Wege. Später am Tag betrat ich einen lichtumsäumten Hang, dort stand ein Baum, aus dem etwas Auffälliges meine Aufmerksamkeit ergriff.

An die Fichte näher herantretend, sah ich, daß sich auf Kopfhöhe ein Baumloch auftrat, und darin war ein menschlicher Schädel! Sein blühendes Elfenbeinweiß hatte mich angerufen ...

Daß es ein echter Schädel war, stand außer Frage; schon einige Male bin ich Toten und Skeletten begegnet. Nun war jedoch merkwürdig und beängstigend, daß der Knochen (an dem auch der Rest des Skeletts, wenn auch nicht sichtbar, zu hängen schien) so eng in den Hohlraum der Borke eingebettet war, daß allein die Annahme Sinn ergab, daß der Baum um den Körper herumgewachsen sei! Der Mensch mußte demnach eingeschlossen und verhungert sein!

Jetzt setzte ich mich vor das abscheuliche Wegkreuz und bedachte alle Sinne: Wie nur sollte das vorgegangen sein? Mein rationaler Geist fand zu keinem Konsens.

Geängstigt bar einer solchen Realität begab ich mich auf den Rückweg nach Fornburg, wo ich, sogleich eingetroffen, von meiner Entdeckung erzählte. Allerdings vermochte ich nicht jene Verwunderung zu erhalten, die ich angesichts dieser bizarren Begebenheit erwartete. Schließlich sprach jemand eine Erklärung aus, mehr beiläufig denn interessiert:

Ein Waldgeist irrt durch die grünen Sande, der so einsam ist, daß er Menschen entführt. Diese – kann man es glauben? – „steckt“ er in einen Baum, wo sie so lange zu verweilen haben, bis sie seine Liebe erwidern!

Hätte ich das Skelett nicht mit eigenen Augen gesehen – ich hätte diese „Erklärung“ ohne Umschweife als Legende abgetan. Und jetzt fürchte ich mich selbst, je wieder diesen Wald zu betreten.

Fornburg hat mir die Objektivität des Chronisten genommen, und sie ausgetauscht mit etwas, das mich selbst an Aberglauben erinnert. Und trotzdem können Dorf und Einwohner nichts dafür! Sie sind, was sie sind.

Ob man denn jemanden aus dem Dorf vermisse, fragte ich mit vorsichtiger Neugier. – Eine arme Seele, die zu den Überresten im Baum passen könnte.

So sehr ich auch fragte – niemand wußte sich zu erinnern. Aber läßt sich das Geschehene als volkstümliche Sage abtun, gleichschon ich den Toten im Baum mit eigenen Augen gesehen habe? Die beeindruckende Gleichgültigkeit, das sah ich bald ein, paßt zur Ausgeglichenheit der hier praktizierten Handwerke und anderen Arbeiten:

Der Bäcker buk nur so viel, wie er Muße dazu empfand. Ohne den Trieb zur Vermehrung seines Vermögens bei der Tat, sind seine Brote und Süßspeisen umso kostbarer. Ebenso halten es die Jäger: Glieben sie dem Dorfe zwei oder drei Tage fern, und kehren doch ohne Beute heim, sind sie nicht ausgeschalt oder benachteiligt; so greift man auf Rücklagen zurück. Es gibt hier weder Forderungen noch Vorwürfe, gleich welcher Tätigkeit. Man erstrebt nicht die Expansion des warenerhebenden Tuns, sondern dessen qualitätvolle Ausübung. Man arbeitete nicht, um Ertrag oder Gewinn zu steigern, sondern um Technik und den Sinn des Handelns, des Zusammen-

lebens, ja, des Lebens selbst besser zu verstehen, und für die junge Generation entsprechend fortzudeuten.

Ich stelle mir ein Volk vor, das ein Leben lang, tagein, tagaus, darin bestrebt sey, einen goldenen Ring zu formen. Und, so er nicht befriedigend wohlgeformt würde, würde man ihn fort und nehme sich ein neues Werkstück, daran das Gelernte anzuwenden.

Daß diesem Volk etwas am Herzen liegt, für das andere nur Hohn oder Unbedacht erübrigen, das lernte ich während meines Aufenthalts. Und deshalb fühle ich mich hier auch wohler und willkommener als anderswo auf der Welt.

Das Kapitel endet, und ich stimme dem Gedanken befriedigt zu. Es sind die Worte, die ich bislang als Erfahrung trage. Und darüber hinaus regen sie an, die Geschichte des Ortes weiter zu erforschen. Besonders die Sagen interessieren mich jetzt, von denen einige offenbar wahr sein mochten.

Tags darauf erkläre ich Anniek das Erfahrene und meine Ansichten darüber. Diesmal hoffe ich inständig, daß sie meine Gedanken nachzuvollziehen fähig sey. Denn schon immer im Leben tue ich mich schwer, anderen mit Worten das zu beschreiben, das ich im Inneren sehe und fühle. Das liegt nicht daran, daß ich komplexer und damit »unverständlicher« denke, sondern daß ich den gewählten Ausdruck bislang zu lernen unfähig war.

Als bald brechen wir auf, und ich bewege mich unverzüglich in Orens Haus. Derweil will sich Anniek aufs Neue mit dem Schulhaus vertraut machen – in ihrer gewohnten Lebenswürdigkeit erzählt sie mir bei der Überfahrt zum Festland von allerlei Ideen – und auch der Bäckerei einen Besuch abstatten. Für Mittag verabreden wir uns im Gasthaus.

Sogleich ich Orens Heim betrete, werde ich eines widerlichen Geruchs gewahr, gleichwohl ich zu wissen scheine, daß er nur einem ausklingenden Echo dessen entspricht, das eine Ewigkeit im Feuer gelegen haben muß. Was das sey, frage ich Oren, der mit Arbeitsschürze durch die Bibliothek läuft.

»Gefochte Gedärme. Vom Wild.«, gibt er mir kurzerhand zu verstehen.

»Wozu in aller Welt kochst du Gedärme?«, will ich wissen: »Noch dazu in deinem Haus!«

»Oh, gekocht wurde hinter dem Haus. Was du riechst, sind die getrockneten Geschlinge; die werden auch noch einige Tage so riechen!«

Dann beschreibt er, daß das Treiben letztlich der Restauration der Bücher diene – und die Därme, lange genug gekocht, seien ein vorzüglicher Zwirn zum Vernähen von Papierstapeln. Darnach zeigte er mir mehr seiner Arbeit:

Hinten im Haus gibt es eine Werkstatt, darin liegen Unmengen, doch sehr zierliche Werkzeuge zum Buchbinden. Ein Falzbein aus Tierknochen erkenne ich wieder, denn so eines hatte ich selbst einmal. Es stehen da auch mehrere Becher mit Knochenleim, Holzlatten und -flötze zum Biegen, Klemmen und Beschweren von Papier. Eine wunderbare Einrichtung, und hätte mir die Zeit nicht gefehlt, hätte ich ihn um Einweisung in sein Handwerk gebeten.

Gerade arbeitet er an der Neubindung eines Buchrückens, dafür gebraucht er den verzwirbelten Darm. In seiner Technik knotet er die Papierbündel so kompliziert, daß ich meine, sie würden niemals wieder geöffnet werden können.

Buchseiten, von denen Stücke abgerissen oder abgefault sind, oder deren Druck oder gemalte Schrift nicht länger lesbar ist, widmet sich Oren an einer eigenen Werkbank: Auf möglichst ähnlichem Papier zeichnet er alle Buchstaben nach, ohne die Größe, Grammatik oder Aufteilung im Satzspiegel zu verändern. Freilich erkennt man, daß es sich um eine Einfügung neuerer Zeit handelt, doch wird das Buch damit wieder lesbar.

Zunächst stutze ich, keine Druckerpresse oder wenigstens Drucktypen zu sehen. Denn das restaurierte Ergebnis gedruckten Textes ähnelt dem ursprünglichen Druck so sehr, daß man, vom Papier abgesehen, eine Abweichung nur schwerlich anerkennen kann. Offenbar ist Oren in seinem akribischen Eifer dergestalt auf die »perfekte Kopie« veressen, daß er weder Zeit noch Mühe scheut, seiner Berufung und seinem Geschick nachzukommen.

»Woher stammt das Papier?«, frage ich, Ob man es in Fornburg herstelle? Lächelnd ist seine Antwort: Noch nicht.

Stattdessen stamme es ausschließlich von reisenden Händlern, die ihre wenigen Bogen gegen eine Nacht im Gasthaus, Töpferwaren oder getrockneten Fisch eintauschen. Da sich so ein Händler bestenfalls alle paar Monate blicken läßt, dauert es seine Zeit, bis zur vollständigen Reparatur eines Buches ausreichend Material vorliegt. Oren scheint das sonst nichts auszumachen; er benimmt sich, als habe er für jedes Buchexemplar drei Leben lang Zeit.

Bald darauf bringt er mich dazu auszusprechen, weshalb ich ihn aufgesucht habe. Da erzähle ich ihm vom Rennofen und meinem Bestreben, diesen zu verbessern. Lange denkt er nicht nach, da verweist er mich auf einen Regalmeter, der sammelt allein technische Literatur: zum Bergbau, der Schafzucht und so fort.

Jene Bücher, denen ich das Thema zutraue, blättere ich schneller durch, als mir lieb ist, ohne fündig zu werden. Da eilt mir Oren nach geraumer Zeit, die er mich mit den Büchern allein gelassen hat, zugegen, unter dem Arm ein aufgeschlagenes Buch.

»Heloh, das könnt' was sein!«, führt er mir den Fund vor Augen: Auf einer Doppelseite sind Aufbau und Betrieb eines Erzofens beschrieben und abgebildet. Ihm dankbar zurückend, widme ich mich dem Inhalt.

Auch wenn nicht konkret ein Rennofen denn ein weiterentwickelter Hochofen beschrieben ist, geben mir Text und Skizze vom Betrieb doch wichtige Anreize, wie

mit Luftzufuhr, hitzebeständigen Elementen und Wärmезonen umzugehen sey. Frischen Mutes will ich mich ans Werk machen, doch ich sehe, daß es Mittag schlägt.

Im Gasthaus treffe ich Anniek und andere Einwohner, denen allen ein gebratenes Wildgericht vorgesetzt wird – jetzt erklärt sich mir auch, woher Oren das Material für seine Bücher=werkstatt bezogen hatte. Zusammen mit einem Mischgemüse aus Kohlblättern, Thymian und Bohnenkraut schmeckt all das so vorzüglich, daß mir der Geschmack bis zum Abend auf der Zunge liegt. Nichtsdestotrotz beschäftigt mich der Rennofen so sehr, daß ich mich zurückziehe und alles andere ausblende, selbst Anniek.

Die nächsten beiden Tage verbleibe ich auf Jbyko, um einen Rennofen zu konzipieren. Am ersten Tag weilt Anniek bei mir und besorgt den Garten; am zweiten Tag bespricht sie mit mir einen Lehrplan für die Schulkinder, und setzt halbtags nach Fornburg über, um Lebensmittel einzuholen.

Derweil habe ich vor dem Haus eine Fläche freigelegt, auf der umreiße ich mit Steinen und Stöcken den Ofen, wie ich ihn mir vorstelle. Ich variiere die Form der Öffnungen für die Luftzufuhr, auch Höhe und Breite des Ofens, innere Ebenen für Kohle, Holz und Erz; Raum für Schlacke und Schmelzkammer.

Freilich sind all jene Überlegungen reine Theorie – nichts davon verheißt die erfolgreiche Schmelze. Trotz allem befällt mich ein Gefühl, instinktiv erkennen zu werden, ob eine Anordnung Sinn ergibt oder nicht. Jetzt muß sich das Konstrukt beweisen.

Ob der neue Ofen nun eine bessere Hitze entwickelt oder nicht – die bedeutendste Verbesserung gegenüber dem bisherigen Verfahren erkenne ich – vielmehr habe ich es mir aus jenem Lehrbuch abgeschaut – in der Aufarbeitung des Erzes, das meint das Rohmaterial wird zunächst in einem einfachen Lehmofen geröstet, wodurch sich der Wassergehalt verringert. Schließlich zerschlägt man die Schlacke mit

einem Hammer und lieft die reinsten Erz=Stücke aus. Diese werden abermals geschmolzen.

Den Aufbau des Ofens eingeprägt, mache ich mich am folgenden Morgen zur Schmiede auf, begleitet von Annieß, die interessiert daran ist, wie die Geschichte weiterginge.

Kaum erreichen wir den Hof, läuft uns Clyde entgegen, schüttelt uns die Hände und grüßt auch von seinem Bruder recht herzlich. – Was Annieß verschwiegen hielt ist, daß sie bereits am Vortag die Brüder besucht und von meinem Treiben fern der Fornburger Neugier unterrichtet hatte. Sodann begannen die Brüder bereits mit dem Zusammentragen von Baumaterial wählten einen Platz für den Ofen: fern von brennbaren Dächern und nicht zu windgeschützt. Dort hatte man einen Haufen Holz zusammengetragen, in einer anderen Ecke Holzkohle, und wieder daneben einen Stapel Altmetall, darunter zerbrochenes und verrostetes Werkzeug, ausgediente Beschläge und ein Kessel mit löchrigem Boden.

Clyde erklärt, daß sein Bruder, sobald sie unseren Kahn beim Übersetzen gesichtet haben, zu Tjelve geeilt sey, Eimer mit Lehm herbeizutragen. Tatsächlich kommen wenige Minuten später Herold, Tjelve sowie Ogmund und Stanislaus, jeder einen Eimer voll Lehm schleppend. So aufgereggt habe ich die Fornburger zuletzt beim Inbetriebnehmen der Mühlräder erlebt. Und nun setzt man abermals, zu meinem allgemeinen Anwohl, Vertrauen in mich und meine fixen Ideen. Mir ward klagend bei dem Gedanken, mich schon wieder vorab zu entschuldigen, falls die Konstruktion nicht gelinge. Nicht umsonst heißt es Schmiede=Kunst, und nicht umsonst setzt es große Erfahrung voraus, ehe man einen Ofen würde bauen können, geschweige denn, die rechte Menge an Luft zirkulieren zu lassen, und Kohle und Erz im rechten Moment einzufüllen, daß daraus gute Schmelze fließe!

Mir gleich, ist auch Annieß sichtlich angetan von so viel hilfsbereitem Esprit, und nun bin wohl ich an der Reihe.

Zwar bin ich auch weiterhin der Meinung, daß man komplizierte Bauvorhaben wie diese nicht ohne grundsätzliche Vorbereitung beginnen soll, doch was hilft all das Zögern? Um zu lernen, wo zu sorglos gedacht wird, muß der Ofen erst einmal gebaut sein! Ob man damit heute beginnt — oder irgendwann.

Annieß fegt den trockenen Boden an jener Stelle, wo der Ofen entstehen soll. Anschließend weist sie Teuderun, die, durch den Lärm aufmerksam geworden, dazugekommen ist, an, mit Faden und Stöckchen einen etwa zwei Fuß durchmessenden Kreis zu reißen, den es mit Steinen zu kennzeichnen gilt. Derweil vermengen die Männer nach meinen Vorgaben den Lehm mit Stroh. Ich selbst suche eine stabile Rute aus dem Haufen, die ich, gleich einem Lineal, alle Handbreit einferbe. Sie soll mir fortan als Maßstock dienen, daß der Ofen gerade fällt und auf symmetrischer Höhe seine Öffnungen erhalte. So verstreicht die erste Stunde, und immer mehr Fornburger finden sich ein, in der Frage, was sie helfen können. Zuletzt sind gar ein Dutzend Leute vor Ort, die räumen auf, tragen oder reichen zu.

Nachdem ein ungefähr einen Fuß hoher Krater entlang des Ofenumrisses geformt ist, streue ich in seinem Inneren eine Lage Sand aus, die später schmelzen und die Brennkammer versiegeln soll.

Unterdes haben, auf meine Anweisung hin, zwei Helfer mehrere, zwei Zoll dicke Stäbe aus reinem Ton geformt und in der Asche eines Lagerfeuers hartgebrannt. Ihre Länge übertrifft den Durchmesser des initialen Kraters um circa eine Handspanne.

Diese Stäbe nun werden wie Gitter übereinandergesetzt und an von mir bestimmten Höhen im wachsenden Ofen eingefügt. Sie sollen verhindern, daß Kohle oder Erz von oben abwärts im Schlot wandern, sobald sie durchgebrannt sind. Mit der Zeit ist der Ofenschlot, innen hohl, auf etwa Brusthöhe gewachsen; der bauformgebende Lehm mit Holzlatten festgeklopft.

Der halbe Tag ist vergangen, da erscheinen zwei besondere Gäste; besonders deshalb, weil ich sie lange nicht mehr gesehen habe: Admete und Karimor kommen

unmittelbar auf mich zu und bleiben vor dem Rohbau stehen, während ich mich, von Lehm beschmutzt, erhebe und ihnen zuwende.

Wie auch beim ersten Mal erscheint mir ganz offensichtlich, daß beide ein Paar bilden. – Nicht, weil die meisten hier lebenden Einwohner in Partnerschaft auftreten, sondern weil sie eine Aura verkettet, sie zu beschreiben selbst mir zu schwülstig ist. Vielleicht könnte man behalten, daß ich langsam ein Gespür dafür entwickle, wer zusammengehört und innig verbunden ist.

Jedenfalls machen beide einen sympathischen Eindruck, lächeln, wenn auch angespannt, doch neugierig auf mich und Anniek. Karimor, etwa so alt wie ich, trägt einen dichten Bart und Brille. Kräftig gebaut und an ganzer Kleidung mit Sägemehl bedeckt, ist er wohl gerade aus einer Werkstatt geeilt, ohne sich abzuputzen. Seine Gefährtin, gleichen Alters und kleiner und zierlicher in Gestalt, steht halb hinter ihm, als traue sie sich nicht aus seinem Schatten zu treten, und will uns erst aus der Deckung heraus prüfen. Offen für die Welt sind ihre Augen, voller Aufmerksamkeit, wie die eines ausgeschlafenen Kindes. Hätte ich ihr über mein Herkommen erzählt, sie wäre wohl sogleich losgegangen, das Mysterium zu ergründen.

Als ich ihm meine Hand zum Gruß entgegenreiche, greift er schwer atmend (nicht vom Gewissen zurückgehalten) danach; dieses konfuse Verhalten paßt zu meiner ersten Einschätzung, macht sie aber auch liebenswert.

Als ich verlegen darum bitte, sie mögen mir noch einmal nennen, welchen Beruf oder welche Funktion sie in Fornburg ausüben, gerät Karimor in Erklärungsnot, und Admete kann es nicht besser. Ließ sich nicht ohne Über- oder Unter- treibung antworten: Ich bin Schäfer? Oder: Ich pflanze die Gärten, weil ich mich mit Pflanzen auskenne? Doch so eindeutig ist das bei den beiden offenbar nicht.

Jetzt hilft Herold, der das Lustspiel nicht ansehen mag:

»Die beiden sind unsere Erfinder – reich an Genie, verlegen an Worten.«, scherzt er freimütig.

»Oho, Erfinder also?«, gebe ich beeindruckt zur Wiederholung. Unschlüssig darüber, sie über ihre bisherigen »Erfindungen« zu befragen, tritt Annie hervor und fragt an meiner Statt.

Es sey vor allem das Verbessern bekannter Prinzipien, erklärt Admete gegenüber einer Frau aufgetaut, das sie zur Arbeit treibt: »Dabei übernehme ich meist das Theoretische, das Karimor dann umzusetzen gewillt ist. Wir wenden uns jedoch von neuen Techniken wie der Dampfkraft oder Elektrizität ab«, schildert Karimor weiter, »und versuchen stattdessen das Althergebrachte besser zu machen.«

Annie will Beispiele hören. Da nennen sie uns die Form und Beschaffenheit von Pflug und Reusen, oder die Anordnung und Größe von Zahnrädern, Hebeln und Knoten, allein zu dem Zwecke, durch umverteilte Kräfte ein anderes, besseres Ergebnis zu erwirken. So fanden sie dereinst heraus, wie man die Fäden eines gewebten Stoffes so anordnen muß, daß sich seine Reißfestigkeit ganz erheblich erhöht, einfach indem man Winkel, Anzahl und Reihenfolge der Fäden auf dem arbeitenden Webstuhl variiert.

In meiner Begeisterung darüber, daß sich Menschen auf dieses Weise ihres Verstandes zu nutzen verstehen – und zeigen sie nicht erst dadurch ihre ganze Menschlichkeit? – spreche ich heraus, daß sich ihre »Erfindungen« doch gut verkaufen ließen. – Dabei denke ich gar nicht darüber nach, was ich sage, und in wessen Gegenwart. Dieser Begriff, diese Denkweise ist hier ebenso unwillkommen wie ein habgieriger Goldschürfer. Noch ehe ich um Verzeihung zu bitten ansetzen kann, hebt man, mich unterbrechend, die Hand.

Admete tritt heran und erklärt ganz sachlich, daß sie, was immer sie auch entdecken, und wie gut es sey, der Menschheit auf die von mir angedeutete Weise niemals überlassen wollen. Denn würden sie es anders tun – im Heimlichen, bis sich ein Käufer finde –, könnte das erworbene Wissen bei ihrem Tod verloren gehen. Und das wäre das Allerschlimmste!

Endlich erklären sie sich, weshalb sie überhaupt gekommen sind: Karimor reicht mir aus einem Beutel mehrere Ton-Trichter, stabil und matt, dunkler als jede Töpferware. Es ist den beiden wohl ein unstillbares Anliegen, ihren Beitrag auf die vorliegende Weise zu leisten, hatten sie doch unlängst von unserem Kennofen erfahren.

Was deren Tondüsen von anderen unterscheidet, will ich wissen. Er sagt, sie experimentieren schon seit geraumer Zeit mit der Mischung von Ton und anderen Substanzen. Diesem Ton haben sie feine schwarze Kristalle (sogleich denke ich an dunkle Glimmer) beigemischt, ohne daß sie sie zu benennen wagen, sodaß er auch bei geringer Hitze bald aushärtet, so widerstandsfähiger als anderer Ton ist. Um hier von einer Scherbe abzuschlagen, prahlt Karimor, bedürfe es eines eisernen Hammers.

Und wozu das Ganze?, frage ich unermüdlich. Da geht er mit seinen tönernen Düsen zum Ofen und legt sie, das weite Ende außen, auf den bisherigen Rand des Schlots.

»Diese Trichter einzusetzen, dient der Luftzufuhr. Für Luft, die der Brennkammer zugeführt wird.«

Das sey besser als ein einfaches Loch. In diese eingemauerten Trichter könne später, demonstriert er mit seinen Händen, der Stutzen eines Blasebalgs eingeführt werden.

»Und so einen Blasebalg bauen wir gerade in unserer Werkstatt!«, setzt Admete hinzu.

Wo diese Werkstatt sey, fragt Anniek, und ob sie sie besuchen kommen könne.

»Ja, selbstverständlich!«, antwortet Admete wie im Reflex, so freundlich, daß von ihrer Schüchternheit nicht länger zu ahnen ist.

Gleichzeitig wie sich Karimor dazu verpflichtet fühlt, uns um Verzeihung zu bitten, daß sie erst heute, nach langer Abwesenheit, in Erscheinung treten, lächelt Anniek bar der Freundschaft. Und mein Herz lächelt mit ihr.

Nach kurzer Pause treibe ich Löcher für die Contrichter in den noch nicht verfestigten Lehm und zähle aus, wie viel davon notwendig seien. Allein die Planung, wie viele solcher Trichter an welchen Stellen (Höhen) angebracht werden sollen, beschäftigt mich und Karimor eine weitere Stunde. Wie ich ihn von meinen Absichten beschreibe, gibt er wertvolle Verbesserungen im Detail. Ihr beider Beisein ist unzweifelhaft dem gesamten Projekt zuträglich.

Bis zum Abend dauert es, da ist der etwa einen Mann hohe Hauptofen errichtet; daneben ein nur halb so großer zweiter Ofen, der allein dem Zwecke dient, das Roherz, ob es nun Rafeneisen oder Schrott sey, in Ansätzen zu entwässern, man sagt: rösten. Sodann sollen die besten Teile der Luppe ausgelesen und im mehrestufigen Hauptofen geschmolzen werden. Was davon als Bestes ausgeklopft werden kann, soll in einem separaten Kohlenfeuer erneut erhitzt und in Barrenform gebracht werden. Dieser Barren wäre dann Ausgangsmaterial für die eigentliche Schmiede.

Schon jetzt zeigt sich, daß so eine Erzschnmelze bestenfalls einmal alle paar Monate stattfinden kann, denn es bedarf einer Menge Holz für das Anfeuern, ebenso viel Holzkohle für das Hauptfeuer, und auch unreines Erz oder Schrott muß in ausreichender Menge zur Verfügung stehen, daß, nach mehrfachem Auslesen, für einen Barren Reimmetall genug über bleibe.

Stunden zuvor war daher ausgerufen worden, alles verwertbare Altmetall, seien es verrostete Nägel, Pfannen oder Haken, einzusammeln und zur Schmiede zu verbringen. Gleichso suchen Herold und Clyde in ihren Beständen nach Resten von Holzkohle, schaffen so mancherlei Saß und Brocken herbei. Allein, die Menge mochte gerade so viel wie ein Kind gewogen haben.

Besser steht es mit dem Holz: Über den Tag haben verschiedene Leute Brennholz herbeigetragen, das Darren und zwei weitere Männer mit einem Beil zerkleinerten und auf Stapel türmten.

Die größte Sorge bereitet uns die Menge verfügbaren Erzes. – Es besteht ausschließlich aus Schrott; an Rafeneisenerz, so unrein es ist, gibt es keinen Vorrat. Dies läßt mich die Idee wiederholen, alte Rüstungsteile in der Fornburg=Ruine aufzustöbern. Dem stimmt man unbedenklich zu, zumal erst noch Holzkohle geköhlet und der Blasebalg fertiggestellt werden muß. Allerdings verspricht man sich, um Kräfte zu sammeln, auf den folgenden Tag. So verabschiedet man einander, und geht, von müden und beschmutzten Knochen gebeugt, nach Hause, sich zu waschen und zu ruhen.

Gleich nachdem ich und Annieß am Steg unserer Insel eingefahren sind, eilen wir zum Ufer an unserem Haus, entkleiden uns und baden im Meer, daß es sich von abgewaschenem Lehm hellbraun färbt. Annieß hat zwar weniger Lehm am Körper, will aber den Geruch von Heu und Rauch, wie sie sagt, loswerden.

In der untergehenden Sonne scheint uns das Wasser wärmer als es ist, wie es immer gewesen ist, wenn man Schweiß und Mühsal mit frischem Naß abspült. Darnach setzen wir uns ans Ufer, an jener Stelle zu trocknen, auf der wir in den vergangenen Tagen die größten Steine fortgerollt haben, daß man bequem würde sitzen können.

Nackend, wie wir sitzen, heizt uns die verlöschende Sonne weiterhin ein, umso mehr, da nicht der geringste Wind anhebt. So gehen wir, barhäutig und Hand in Hand, am Ufer spazieren. Währenddessen gelingt es mir einfach nicht, meine Augen von ihr zu lassen. – Ob sie sich etwas habe anziehen sollen?, fragt sie lächelnd.

Doch mir ist nicht zur Freude; es ist, als spreche ich mit einer Gottheit. Wo sonst mir der Blick in ihre Augen heilig, sehe ich sie nun entblößt vor mir, fern jeder Beschreibung. Das zerschmettert mir jedwedes inneres Maß, geläufig würde man sagen: Ihr Anblick bringt mich um den Verstand.

Man verbildliche sich ernsthaft, daß ich vor Jahren noch darauf beschränkt gewesen bin, mir Fotos von ihr anzusehen und meine Fantasie spielen zu lassen – ohne jede Hoffnung, daß sich bis zu meinem Lebensende etwas daran ändern könnte! Heute hat sich alles gekehrt: Ein schicksalhaftes Ereignis führte zu einer unvorhergesehenen Wandlung, so unwahrscheinlich, als wachte ich eines Tages im Raumanzug auf dem Mars auf! Bis zu dieser Stunde erstaunte ich angesichts der Entwicklung meines Lebens, will ehrend und dankbar sein; bin in Annieks Gegenwart doch nur demütig und verwirrt, als gäben meine Gene die Widernatürlichkeit unseres Zusammenseins (eines Menschen und einer Gottheit) vor.

Als habe Anniek meine Gedanken gehört, meine Unsicherheit gespürt, hält sie inne und dreht sich mir zu. Beidseitig meines Kopfes legt sie ihre Arme auf meinen Schultern ab und zieht mich, die Hände in meinem Nacken geschlossen, zu sich heran.

Während sie mit geneigtem Kopf verführerisch zu mir aufsieht, entgleitet mir ein »Bei Therak!«, so ausdrucksstark formuliert (und gemeint), wie man nur ein einziges Mal im Leben zu erstaunen bereit ist.

»Ich liebe dich mehr, als alles, woran ich mich zu erinnern fähig bin.«, flüstere ich ihr bewundernd zu. Mir selbst braucht sie nichts zu sagen – ihr Verhalten, ihr Blick, sprechen anstelle ihres Mundes, lieblich und hingebungsvoll, ehrlich und aufrichtig, wie es keine Worte und keine Betonung auszudrücken vermögen.

Freilich tut auch die Situation ihr Übriges, und neben mein Herz tritt mein Gespür. Hirn und Verstand wissen wohl gar nicht, um was sie sich vorrangig kümmern sollen; jedenfalls verstummen sie, wie ich beginne, Annieks immer noch auf mir ruhenden Arme zu streicheln und zu küssen. Sogleich greife ich sie an der Hüfte und presse meinen Schoß an sie. Derartig nahegekommen, umarme ich sie endlich

und halte sie so fest ich kann, ohne ihr ebenso aufgeregtes Atmen zu überhören. Mit der inneren Wahrnehmung sehe ich ihre aus tiefer Liebe geschlossenen Augen und die Bereitschaft, mit mir zu einem Wesen zu verschmelzen, sodaß jede Trennung umso schmerzvoller, umso unwilliger geschehe.

Die Natur denkt uns einander wohl zu, denn das will auch ich.

»Gehe niemals von mir. Niemals so weit, daß ich deiner Erinnerung entkomme!«, beschwört sie mich, und mir ist, als habe ich den Klang ihrer Stimme nie zuvor vernommen.

»Morgen will ich zur Fornburg=Ruine gehen, doch fürchte dich nicht: Da du mich daheim willkommen heißen wirst, kann nichts sich gegen mich stellen zurückzu=kehren. Man werfe mich wie diesen Stein aufs Meer hinaus – Urzeiten währen, bis ich an die Gestade der Heimat wieder angespült werde. Doch eines Tages bin ich wieder hier. Dir, Annie!, gelobe ich zu versprechen, solange mein Herz schlagen mag, dich im Seelentäfig zu bewahren als die Eine, zu der ich heimkommen will. Und wenn die Welt auch untergeht.«

»Große Worte ...«

»... für eine große Liebe!«, setze ich fort.

Die eine Stirn an des anderen gelehnt, halten wir es, als würde sich ein Gedanke von Zweien denken lassen. In dieser Sekunde schaffen wir etwas Namenloses, das uns auf immer verbinden sollte, wie weit wir auch voneinander weilen. In dieser Welt sind Schwüre und Bündnisse wie diese weder Magie noch Aberglauben.

Sie sind real.